

Florian Illies

LIEBE IN ZEITEN DES HASSES

**SPIEGEL
Bestseller
Platz 1**

Chronik eines
Gefühls
1929–1939

S. FISCHER



Florian Illies

Liebe in Zeiten des Hasses

Chronik eines Gefühls 1929–1939

⊗ | E-BOOKS

Über dieses Buch

Als Jean-Paul Sartre mit Simone de Beauvoir im Kranzler-Eck in Berlin Käsekuchen isst, Henry Miller und Anaïs Nin wilde Nächte in Paris erleben, F. Scott Fitzgerald und Frida Kahlo sich in Europa in leidenschaftliche Affären stürzen, fliehen Bertolt Brecht und Helene Weigel und Thomas und Katia Mann ins Exil. Genau das ist die Zeit, in der die Nazis die Macht in Deutschland ergreifen, Bücher verbrennen und die Gewalt gegen die Juden beginnt.

1933 enden die »Goldenen Zwanziger« mit einer Vollbremsung.

In einem virtuoson Epochengemälde führt Florian Illies uns zurück in ein Jahrzehnt berstender politischer und kultureller Spannungen. Eine mitreißend erzählte Reise in die Vergangenheit, die sich wie ein Kommentar zu unserer verunsicherten Gegenwart liest: Liebe in den Zeiten des Hasses.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Biografie

Mit Eleganz und Leichtigkeit verwandelt *Florian Illies* vergangene Epochen in lebendige Gegenwart. Er zieht überraschende Querverbindungen zwischen den Protagonisten und verknüpft Szenen und Momentaufnahmen zu mitreißenden Panoramen. Sein Welterfolg »1913. Der Sommer des Jahrhunderts«, mit dem Illies ein neues Genre begründete, führte monatelang die SPIEGEL-Bestsellerliste an. Illies, geboren 1971, studierte Kunstgeschichte in Bonn und Oxford. Er war Feuilletonchef der »Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung« und der »ZEIT«, Verleger des Rowohlt Verlages, leitete das Auktionshaus Grisebach und gründete die Kunstzeitschrift »Monopol«. Heute ist Florian Illies Mitherausgeber der »ZEIT« und freier Schriftsteller. Er lebt in Berlin.

Inhalt

Davor

Davor, Fortsetzung

1933. Kapitel

Danach

Bibliographie

Allgemeine Literatur zum Zeitraum 1929–1939

Literaturauswahl zu den Hauptfiguren des Buches

Dank

Personenregister

Davor

Als der junge Jean-Paul Sartre im Frühling 1929 in der École Normale in Paris erstmals Simone de Beauvoir in die Augen blickt, da verliert er das einzige Mal in seinem Leben den Verstand. Nachdem er es ein paar Wochen später, Anfang Juni, endlich geschafft hat, sich mit ihr allein zu verabreden, erscheint sie einfach nicht. Sartre sitzt in einer Teestube in der Rue de Médicis und wartet vergeblich. Es ist wonnig warm in Paris an diesem Tag, weiße Wolken balgen sich oben am tiefblauen Himmel, er hat extra keine Krawatte umgebunden, denn er will mit ihr nach dem Tee in den nahen Jardin du Luxembourg gehen und kleine Boote fahren lassen, er hat gelesen, dass man das so macht. Als er seinen Tee schon halb ausgetrunken, fünfzehnmal auf die Uhr geguckt und seine Pfeife langwierig gestopft und angezündet hat, kommt eine junge blonde Frau auf ihn zugestürmt. Sie sei die Schwester von Simone, sagt sie, Hélène de Beauvoir, ihre Schwester könne heute leider nicht kommen, sie bedaure. Da fragt Sartre: Aber wie haben Sie mich so schnell gefunden, inmitten all dieser Menschen hier? »Simone«, erklärt sie, »hat mir gesagt, Sie seien klein, trügen Brille und seien sehr hässlich.« So beginnt also

eine der seltsamsten Liebesgeschichten des zwanzigsten Jahrhunderts.

*

Am späten Nachmittag, wenn die Sonne in Berlin doch noch einmal hervorlugt unter der Wolkendecke und ihre Strahlen flach hineinschießt in die Auguststraße, dann blinzelt Mascha Kaléko und bleibt kurz stehen, genießt die Wärme auf ihrer Haut.

Um Punkt sechzehn Uhr hat sie immer Feierabend, sie rennt die Treppe runter vom Büro des »Arbeiterfürsorgeamtes der Jüdischen Organisationen«, wo sie seit fünf Jahren arbeitet, und stößt die Tür auf. Mascha Kaléko, geborene Engel, steht einfach nur da. Lässt sich erwärmen, lässt die Gedanken kreisen, hört von fern das Quietschen der Trambahnen, die Fuhrwerke der Bierkutscher auf den Straßen, die Schreie der rennenden Kinder in den Hinterhöfen hier in dem jüdischen Viertel rund um den Alexanderplatz und die der Zeitungsjungen, die lauthals die Abendausgaben anpreisen. Doch dann schließt sie auch ihre Ohren und genießt nur die weiche Wärme des Lichts. Die Sonne versinkt hinter den hohen Gebäuden rund um die Friedrichstraße, ein paar letzte Strahlen fangen sich auf der goldenen Kuppel der Synagoge in der Oranienburgerstraße, schließlich kommt die Dämmerung. Die 22-jährige Mascha Kaléko zieht es aber noch nicht nach Hause, sondern in die Cafés des Westens, ins *Romanische Café* zumeist, dort sitzt sie und debattiert, mit ihrer hellen Stimme, die so wunderbar

berlinern kann. Kurt Tucholsky, Joseph Roth, Ruth Landshoff, sie alle rücken ihre Stühle näher heran, wenn Mascha Kaléko kommt, sie lieben ihren braunen Wuschelkopf, ihr wissendes Lachen, ihren menschenfreundlichen Witz, der ihre braunen Augen leuchten lässt. Oft kommt später auch ihr Mann dazu ins *Romanische Café*, der stille Saul, Gelehrter durch und durch, Nickelbrille, schütteres Haar, ein spindeldürrer promovierter Journalist der *Jüdischen Rundschau*, Dozent für Hebräisch – und schwer verliebt. Er sieht die Blicke der anderen Männer auf seine ungestüme junge Frau, er sieht auch, wie seine wilde Mascha diese Blicke genießt, und dann wird der stille Saul von Minute zu Minute noch ein bisschen stiller, und er bestellt sich einen Tee, während die anderen mit der ersten Flasche Wein beginnen. Irgendwann entschuldigt er sich höflich, setzt seinen Hut auf, nimmt seine Aktentasche, empfiehlt sich und geht nach Hause. Als Mascha irgendwann spät abends ankommt in ihrer gemeinsamen Wohnung am Hohenzollernkorso in Tempelhof, schläft er schon. Sie schaut ihn an, seine feierlichen Züge, die sich im Rhythmus des Atmens sanft heben und senken. Sie geht an den Küchentisch, nimmt sich Papier und Bleistift – und dann schreibt Mascha Kaléko ihm ein kleines Liebesgedicht, das zu den berührendsten gehört, die je geschrieben wurden: »Die anderen sind das weite Meer. Du aber bist der Hafen. So glaube mir: kannst ruhig schlafen, ich steure immer wieder her.« Sie schreibt noch dazu: »Für einen«, legt es ihm auf den Frühstücksteller und kuschelt sich zu ihm ins Bett. Sie wird morgen früh wieder um sechs Uhr lossegeln, um rechtzeitig im

Büro zu sein am anderen Ende der großen Stadt. Als Saul sie hinter sich spürt, im sicheren Heimathafen, da wacht er kurz auf, seine Hand greift nach hinten und er streichelt Mascha, erleichtert.

*

Niemand hofft 1929 noch auf die Zukunft. Und niemand will an die Vergangenheit erinnert werden. Darum sind alle so hemmungslos der Gegenwart verfallen.

*

»Wer würde schon riskieren, einen Mann aus Liebe zu heiraten? Ich nicht.« Sagt Marlene Dietrich voller Überzeugung in jenem Frühjahr 1929 – und zwar auf der Bühne der Komödie am Kurfürstendamm in George Bernard Shaws Stück *Eltern und Kinder*. Sie zieht dazu genüsslich an ihrer Zigarette, lässt die Augenlider etwas hängen und zeigt, was das ist: träge Eleganz.

Danach fährt sie nach Hause zu dem Mann, den sie nicht aus Liebe geheiratet hat, zu Rudolf Sieber. Mit ihm führt sie täglich das Stück *Eltern und Kinder* zu Hause auf. Sie nennt ihn »Papi«, er sie »Mutti«. Ihre Tochter Maria ist fünf. Das Kindermädchen Tamara schläft inzwischen im Ehebett neben Rudolf Sieber – und das erleichtert Marlene Dietrich sehr. Endlich kein schlechtes Gewissen mehr, wenn sie Nacht für Nacht um die Häuser zieht, durch die Bars und durch unbekanntes weibliches und männliches Gelände. Nach ihren Auftritten auf der Bühne oder nach den Dreharbeiten bei der UFA in

Babelsberg kommt sie oft erst spät abends nach Hause, macht eine kurze Hafensrundfahrt, richtet im Entrée die Blumen in der Vase, küsst der schlafenden Maria die Stirn, zieht sich um, trinkt ein Glas Wasser, legt noch einen frischen Hauch Parfüm auf – und dann verlässt sie das Haus auf hohen Schuhen mit dem ersten warmen Wind der Nacht.

*

Klaus Mann treibt haltlos durch die zwanziger Jahre. Er ist, obwohl erst 23 Jahre alt, also ganz am Anfang, oft schon ganz am Ende. Er will geliebt werden. Doch sein Vater, der emotional hüftsteife Thomas Mann, der ihm nicht verzeihen kann, dass er seine Homosexualität so munter auslebt, während er selbst sie zeitlebens so kunstvoll unterdrücken muss, lässt seinen Sohn am ausgestreckten Arm verhungern. Einmal, 1920, da schrieb er noch, er sei »verliebt« in Klaus. Doch das lässt er diesen fortan nicht mehr merken, verordnet ihm stattdessen ein Leben im Schatten. In *Unordnung und frühes Leid* hat Thomas Mann seinen Sohn porträtiert, als »Söhnchen und Windbeutel«. Furchtbar. Manchmal ist das Leben eine reine Entziehungskur. Klaus schreibt danach einen Brief an den Vater, klagt über seine »Verwundung« angesichts des Spotts, aber ihm fehlt der Mut, den Brief abzusenden. Sein Vätermord geschieht nur literarisch: In seiner *Kindernovelle* schildert er unverkennbar das Leben der Familie Mann in Bad Tölz – all seine Geschwister kommen vor – nur der Vater, der ist in seinem Buch leider bereits frühzeitig verschieden. Aber literarischer Mord ist

natürlich auch keine Lösung für vorenthaltene Liebe. In seiner Autobiographie schreibt Klaus über Thomas Mann: »Mir war natürlich am Beifall keines Menschen wie an seinem gelegen.« Doch Thomas Mann klatscht nicht, er räuspert sich nur.

*

Pablo Picasso malt seine junge Geliebte Marie-Thérèse Walter einmal liegend, einmal stehend und einmal sitzend. Und danach das Ganze noch mal von vorn. Er hat ihr extra in der Rue de Liège 11 eine kleine Wohnung gemietet, wo er sie heimlich malen und heimlich lieben kann. Er küsst sie und eilt dann heim zu Frau und Kind. Noch merkt niemand etwas. Erst seine Bilder werden ihn später verraten. Der Pinsel ist der einzig verbliebene Zauberstab einer entzauberten Zeit.

*

Die zwanziger Jahre waren ein schreckliches Jahrzehnt für ihn. Alles war zu laut in Berlin, zu schnell, zu vergnügungssüchtig für diesen Liebhaber des Halbschattens. Er ist in die lieblosen Räume seiner Praxis in der Belle-Alliance-Straße 12 gezogen, erster Stock rechts, sein »Altersheim«, wie er es nennt. Da ist Gottfried Benn gerade einmal 43 Jahre alt. Hier kümmert er sich von acht bis achtzehn Uhr um Haut- und Geschlechtskrankheiten, aber kaum eine Patientin verirrt sich noch zu ihm, »selten unterbricht die Klingel«, so schreibt er einer Geliebten, »meine sehr erwünschte Dämmerung«.

Abends trinkt er ein Bier und isst ein Kasseler im *Reichskanzler* um die Ecke und versucht manchmal, ein Gedicht zu schreiben. Aber so richtig gelingt es ihm nicht mehr, die Strophen haben zwar immer acht Zeilen, aber die Worte bleiben unerlöst, und kein Verlag will sie mehr drucken. Er stellt sich nachts ans Schlafzimmerfenster, löscht das Licht und hofft auf die Rückkehr der Inspiration. Er lauscht den schnulzigen Melodien aus dem Musikcafé, das hinten im Hof Stühle hat, er hört Paare von unten zu laut und zu grundlos lachen, weil sie unbedingt wollen, dass dieser Abend nicht so trist endet wie der letzte. Benn versucht, Kaffee bis zum Koffeinrausch zu trinken, schläft zwei, drei Tage nicht, nimmt Kokain, alles nur, um wieder die Urkräfte der Poesie in sich zu wecken. Doch sie bleiben versteckt. Seine Frau ist gestorben, seine Tochter hat er zu einer kinderlosen Liebschaft nach Dänemark verfrachtet, seine riesige Wohnung in der Passauer Straße musste er aufgeben, sein Bruder wurde wegen Beteiligung an einem Fememord zum Tode verurteilt. Das waren seine »Goldenen« Zwanziger. Affären hatte er immer wieder, meist mit Schauspielerinnen oder Sängerinnen, gerne Witwen, aber seine stocksteife Haltung, seine Veilchensträuße, seine militärische Vornehmheit und seine fistelige Stimme waren nicht gerade das, was die modernen Frauen im *Romanischen Café* oder in den Bars in Schöneberg oder am Kurfürstendamm in Ohnmacht fallen ließ. Er machte Verbeugungen beim Hineingehen und beim Hinausgehen, er konnte nicht anders. Es waren immer eher Stürzende,

Suchende, die sich von dem Dichter im Arztkittel und seiner unerschütterlichen Melancholie ein klein wenig Trost erhofften – in Form von körperlichen und chemischen Betäubungsmitteln – und eigentlich also nur Verständnis suchten für die schilfumstandenen Tümpel der eigenen Verlorenheit. Ja, er hat vor dem Krieg für Furore gesorgt mit seinen expressionistischen Gedichten aus der Pathologie und aus der »Krebsbaracke«, aber das ist fünfzehn Jahre her. Jetzt redet jeder auf der Straße so beiläufig über den Tod und den Sex wie er 1913. Im Jahre 1929 also ist Dr. med. Gottfried Benn nur noch ein Mann mit Vergangenheit und hängenden Augenlidern, ein »Vorgänger«.

Als am 1. Februar in seiner Praxis das Telefon klingelt, ist Lili Breda am Apparat, seine aktuelle Geliebte, eine arbeitslose Schauspielerin, eine Stürzende auch sie, 41 Jahre alt, sterbensmüde von all ihren unerfüllten Hoffnungen an Benn und an das Leben. Sie sagt ihm, dass sie sich jetzt umbringen werde, dann schluchzt sie, leise erst, dann immer lauter, von ganz tief. Sie legt auf. Benn rennt aus der Praxis, jagt mit einem Taxi zu ihrer Wohnung, doch als er ankommt, liegt Lili Breda schon zerschmettert auf der Straße. Sie ist aus dem Schlafzimmerfenster im fünften Stock gesprungen. Die Feuerwehr legt gerade gnädig eine Decke über ihren toten Leib, den Benn noch kurz zuvor liebkost hat. Benn setzt eine Anzeige in der *BZ* auf. Organisiert die Beerdigung. Keiner der zwanzig Trauergäste sagt etwas, als sie in Stahnsdorf bei Potsdam in die kalte Erde gesenkt wird. Es ist erst halb vier, aber es dämmt

schon. Benn richtet ein tröstendes Wort an Elinor Büller, Lilis beste Freundin. Dann setzt er seinen dunklen Hut auf, schlägt den Mantelkragen hoch und geht mit bleischweren Schritten durch den leichten Schnee. Er ist viel zu früh am Bahnhof, erst in einer Stunde geht der nächste Zug. Abends, allein in der leeren Praxis in Berlin, in der es nach Formaldehyd riecht und nach Aussichtslosigkeit, merkt Benn, dass er vergessen hat, wie man weint. »Natürlich«, so schreibt er an seine Vertraute Sophia Wasmuth, »natürlich starb sie an oder durch mich, wie man sagt.« Das Schluchzen am Telefon war das Letzte, was er von ihr hörte.

Am nächsten Morgen aber, nach traumloser Nacht, greift Benn zum Hörer und ruft Elinor Büller an, Lilis Freundin, der er gestern am Grab kurz die Hand gedrückt hat. Sie telefonieren lange. Sie redet, er hört zu. Dann treffen sie sich, zwei Wochen später, sie gehen in die China-Ausstellung, sie trinken einen Wein im *Café Josty*. Und dann gehen sie zu Benn und werden ein Paar. Er könne, sagt er später, »ohne das« einfach nicht leben. »Die Krone der Schöpfung, das Schwein, der Mensch«, wie er einmal lakonisch gedichtet hat.

Bald überlegen sie zu heiraten, Elinor Büller zum vierten, Benn zum zweiten Mal. Sie lässt sich Visitenkarten drucken, »Elinor Benn, geborene Büller«. Sie wird sie nie benutzen dürfen. Aber immerhin bleibt sie für neun lange Jahre: Elinor Büller, Geliebte Benns. »Kindchen, lass uns nicht heiraten«, so beruhigt er sie immer wieder, die Ehe sei doch nur »eine

Institution zur Lähmung des Geschlechtstriebes«. Und das könne ja nun nicht ihr Ziel sein, oder?

*

»In nicht wenigen Gebilden der Viktorianischen Zeit, keineswegs bloß englischen«, so schreibt Theodor Adorno, »wird die Gewalt des Sexus und des ihm verwandten sensuellen Moments fühlbar erst durchs Verschweigen.« Es gäbe Stellen »von so überwältigender Zärtlichkeit, wie wohl nur der sie auszudrücken vermag, dem sie versagt blieb«. Theodor Adorno, diesem genussfreudigen Sohn eines Frankfurter Weinhändlers mit überwältigendem Zärtlichkeitsbedürfnis, blieb in jener Zeit wenig versagt. Er lebte in den zwanziger Jahren als Student in Frankfurt, Wien und Berlin sehr reichhaltig, sowohl in Bezug auf seine Studienfächer, Promotion und Habilitation wie in Bezug auf seine Frauen. Dazwischen komponierte er und schrieb Musikkritiken. Der promovierten Chemikerin und Unternehmertochter Margarete Karplus aus Berlin ist er besonders verfallen. Die beiden Väter hatten die Verbindung hergestellt, denn Adornos Vater lieferte aus seinem Weinbetrieb jene überflüssigen Tannine, die seinen Wein zu schwer machten, nach Berlin, um die Handschuhe, die Margarete Karplus' Vater produzierte, geschmeidiger werden zu lassen. Ist das nicht eine schöne Symbolik? Ein Leben lang wird Margarete Karplus, die später zu Gretel Adorno geworden ist, die schweren Tannine in den Gedanken ihres Gatten ein

wenig geschmeidiger machen, indem sie sie hinterfragt, verbessert und mit der Schreibmaschine ins Reine bringt.

1929 aber ist das alles längst nicht so klar, obwohl sie sich im Jahr zuvor mit Adorno verlobt hat. Die hochgewachsene, schöne Frau aus einer jüdisch assimilierten Familie hat einen sehr eigenen Kopf. Sie ist eng mit Bertolt Brecht befreundet, mit László Moholy-Nagy, mit Siegfried Kracauer, mit Kurt Weill und Lotte Lenya. Und sie ist in ihrem Herzen zwischen drei Genies hin und her gerissen. Da ist auf der einen Seite Adorno, ihr Verlobter, die feste Fernbeziehung in Frankfurt am Main, aber in Berlin sind da noch Ernst Bloch und Walter Benjamin. Mit Bloch hat sie auch eine körperliche, mit Benjamin eine geistige Beziehung, und wie so oft ist es eher die zweite, die in den Briefen fast nach Liebe klingt.

*

Am 27. März 1929 stellt Cole Porter erstmals die große Frage:
»What is this thing called love?«

*

Dietrich Bonhoeffer liebt erst einmal nur Gott – und sich selbst. Als der junge, rastlose Theologiestudent aus gutem Grunewalder Hause seine erste Auslandsstelle in der evangelischen Gemeinde in Barcelona antreten soll, schreibt er vorher an den dortigen Pastor Fritz Olbricht, einen knorrigen Bayern, um zu fragen, wie er sich am besten vorbereiten könne. Und Bonhoeffer meint damit: seine Garderobe. Er habe

gehört, dass das Wetter in Barcelona zwar heiß, aber wechselhaft sei. Deshalb frage er sich, welchen Anzugtyp Olbricht empfehle und welche Stoffart. Brauche er auch eine spezielle Sportkleidung für die Clubs? Und welche Anzüge und Krawatten trage man bei den abendlichen Dinners? Pastor Olbricht braucht vier Wochen, bis seine Wut über den eitlen jungen Theologen im fernen Berlin veriraucht ist. Dann antwortet er Dietrich Bonhoeffer, er könne zu seinen Kleidungsproblemen leider nichts beitragen, aber es wäre auf jeden Fall hilfreich, wenn er als Pfarrer einen Talar in den Koffer packen würde.

*

Was für ein Frühjahr für Bertolt Brecht. Am Ostersamstag hat das Stück *Pioniere in Ingolstadt* seiner früheren Geliebten Marieluise Fleißer Premiere im Theater am Schiffbauerdamm. Ins Programm schreibt er: »Man kann an dem Stück gewisse atavistische und prähistorische Gefühlswelten studieren.« Zum Beispiel die prähistorischen Gefühlswelten des Bertolt Brecht. Im Stück nämlich erfährt das Dienstmädchen Berta, dass ihr Geliebter Korl nicht nur andere Frauen neben ihr hat, sondern darüber hinaus verheiratet ist und sogar Vater. Genau diesen Schock hat Marieluise Fleißer einst durch Brecht erfahren. Und so lässt sie ihre Berta klagen: »Wir haben was ausgelassen, was wichtig ist. Die Liebe haben wir ausgelassen.« Brecht jedoch schreitet kurz nach der Premiere zur nächsten Tat, da er außer der Liebe in seinem Leben eigentlich auch sonst nichts

auslassen möchte. Er heiratet am 10. April 1929 Helene Weigel, mit der er bereits einen kleinen Sohn hat. Sie sei, so sagt er, »gutartig, schroff, mutig und unbeliebt«. Man könnte also sagen: in allem das genaue Gegenteil des Gatten. Denn was macht der unmittelbar nach dem Jawort auf dem Standesamt in Charlottenburg? Er fährt zum Bahnhof, um dort die Geliebte abzuholen. Dumm nur, dass Bertolt Brecht noch immer den Strauß von der Trauung in der Hand hat, müde Osterglocken. Als er Carola Neher am Gleis am Bahnhof Zoo gesteht, dass er vor einer halben Stunde Helene Weigel geheiratet habe, was »unvermeidlich«, aber eigentlich »unbedeutend« sei, da knallt sie ihm den welken Strauß vor die Füße und rauscht wütend ab. Sie war den ganzen weiten Weg aus Davos, wo sie ihren moribunden Mann, den Dichter Klabund, gepflegt hat, bis nach Berlin gefahren, nur um zu erfahren, dass Brecht wieder geheiratet hat und schon wieder nicht sie. Und noch größer der Schock bei Elisabeth Hauptmann, Brechts engster Mitarbeiterin und engster Geliebten jenes Frühjahrs 1929: Als sie die Nachricht von der überraschenden Hochzeit hört, versucht sie, sich in ihrer Wohnung das Leben zu nehmen. Aber keine Sorge. Kaum ist sie wieder bei Gesundheit und Verstand, beginnt sie sechs Tage später ein neues Theaterstück zu schreiben und nennt es, ohne Witz: *Happy End*.

Ob Brecht bitte die Songs dafür schreiben könne, fragt sie ihn, er bekomme auch ein Drittel der Honorare. Doch dafür braucht er Hilfe von Kurt Weill, er doktert lieber gleich am Stück selbst mit herum, zusammen mit Elisabeth Hauptmann

im Arbeitsurlaub in Oberbayern. Als im Juli die Proben für *Happy End* beginnen, zeigt Brecht, was er persönlich unter einem glücklichen Ende versteht: Im Stück der einen Geliebten übernimmt die andere Geliebte, Carola Neher, die Hauptrolle, da sie ja ohnehin gerade in Berlin ist, und seine Ehefrau die Nebenrolle mit der bezeichnenden Charakterisierung »Die Graue Frau«. Die männliche Hauptrolle spielt Theo Lingen, der neue Partner von Brechts Ex-Frau Marianne Zoff und Stiefvater seiner Tochter Hanne (ja, es ist nicht immer einfach, hier den Überblick zu behalten). Brechts sadistische Lust, all seine Frauen gleichzeitig leiden zu sehen, ist bühnenreif. Was er über die Frage der Eifersucht denke, fragt ihn die Zeitschrift *Uhu* ausgerechnet in diesen Tagen. Darauf Brecht breitbeinig: »Spießler sind heute die letzten Träger dieser einst tragischen Eigenschaft.« Schreibt es – und blickt selbstzufrieden auf den Gipsabguss des eigenen Gesichtes, den er auf seinem Schreibtisch postiert hat. Wer so um sich selbst kreist, dem droht eigentlich ein Schleudertrauma. Doch bei Brecht bedroht es nur all die anderen, die ihn beim beständigen Kreiseln zu stören wagen.

*

Die gemeinsamen Nächte mit Asja Lācis, der radikalen Kommunistin aus dem fernen Lettland, die er in Capri kennengelernt hat, enden für Walter Benjamin sehr unbefriedigend. Er will ihr, mit halb geöffneten Augen, noch halb im Schlummer, in der Morgendämmerung von seinen

Träumen erzählen. Doch Asja Lācis »hörte sie ungern und unterbrach ihn, aber er erzählte sie doch«. Sie bittet ihn stattdessen, sich doch endlich scheiden zu lassen von Dora, seiner Frau. Das sei ihr einziger Traum. Dann gibt es Frühstück, die Stimmung ist wie eine müde Scheibe Roggenbrot.

*

Am 14. März besteigt Christopher Isherwood, dieser 24-jährige, frisch abgebrochene Mediziner und angebrochene Schriftsteller, den Nachmittagszug in London Richtung Dover, draußen Regen, Donner, fliehende Wolken, er hat sich die Krawatte aus Cambridge umgebunden, sein Burberry-Mantel ist nass geworden, er hängt ihn zum Trocknen an den Haken. In Dover, im dunklen Nebel, nimmt er den Dampfer nach Ostende, in der Dritte-Klasse-Bar lauter laute Soldaten, die nach Wiesbaden abkommandiert worden sind. Zwei immerhin erkennen seine Krawatte und prostern ihm zu. In Ostende nimmt er den Zug nach Köln, dort trägt ein Beamter auf dem Gleis feierlich ein Holzschild und kündigt bereits den Zug nach Berlin an wie eine Offenbarung, er steigt ein und dämmert vor sich hin, lässt die wintermüde Landschaft an sich vorbeiflitzen, denkt an nichts und ahnt doch, dass gerade seine Zukunft beginnt. Er reist mit leichtem Gepäck und schwerer Sehnsucht. Er denkt an Berlin, denn Berlin, so weiß er, »das bedeutet: Jungs«.

Isherwood wohnt gleich neben Magnus Hirschfelds Institut für Sexualwissenschaft. Fast täglich ist er dort, nachmittags um fünf trinkt er Tee mit Karl Giese, dem Lebensgefährten des Institutsgründers Hirschfeld, dem berühmten und berüchtigten »Einstein of Sex«. Wenn Giese von Hirschfeld spricht, diesem um Jahrzehnte älteren imposanten Gelehrten mit Rauschebart, dann nennt er ihn ehrfurchtsvoll »Papa«. Isherwood nennt Giese respektvoll einen »derben Bauernjungen mit dem Herzen eines Mädchens«.

Papa Hirschfeld hat in seinem Essay *Mein Verhältnis zur schönen Literatur* im Jahr 1928 erkannt, dass eigentlich die Poesie seine »erste Geliebte« gewesen ist, bevor er sich ganz der Sexualwissenschaft verschrieb. So sind es nicht ohne Grund Schiller und Goethe, auf die er sich in seinen Schriften über die Homosexualität immer wieder als Kronzeugen beruft. Und ein Nachbar wie der Literat Christopher Isherwood ist für Hirschfeld ein besonderes Glück. Oft führt Isherwood Freunde aus England durch das Museum des Instituts, das ein »Must see« für alle Freunde der Gleichgeschlechtlichkeit ist, weil Hirschfeld jahrzehntelang die schönsten Artefakte, Lustbeschleuniger und Absonderlichkeiten der sexuellen Zwischenzonen zusammengetragen hat. 1929 schreibt Hirschfeld gerade an seinem neuen Buch *Liebesmittel. Eine Darstellung der geschlechtlichen Reizmittel*, es wird vierhundert Seiten stark und enthält einhundert ausführliche Tafeln als Anschauungsunterricht. Im *Eldorado*, Berlins berühmtestem Tempel der Homosexualität, geht ein bewunderndes Raunen

durch die Reihen, wenn der altersweise Hirschfeld nach getaner wissenschaftlicher Arbeit persönlich die Bar betritt, um sich nach der Theorie der Praxis zuzuwenden. Hier wird er nicht »Papa« genannt, sondern »Tante Magnesia«, wie wir von Christopher Isherwood wissen.

*

Selbst Albert Einstein, der Erfinder der Relativitätstheorie, weiß, dass in der Liebe Zeit und Raum doch eine sehr relevante Rolle spielen und nicht einfach so überwunden werden können. »Schreiben ist dumm«, telegraphiert er an seine Frau am sommerlichen See in Caputh, »am Sonntag küsst ich dich mündlich.« Der Sonntag also ist: Kuss mal Zeit zum Quadrat.

*

Billy Wilder schreibt im Frühsommer 1929 sein Drehbuch für *Menschen am Sonntag*, einen der letzten Stummfilme und vor allem einen echten Berlinfilm – also arm, aber sexy –, geschrieben im *Romanischen Café* bei sehr vielen geschnorrten Tassen Kaffee und untergehender Sonne. Das Agfa-Filmmaterial ist Ausschussware aus den UFA-Studios, die Dreharbeiten, die am 12. Juli 1929 beginnen, müssen immer wieder unterbrochen werden, weil das Geld aus ist. Vier der fünf Hauptdarsteller haben noch nie vor einer Kamera gestanden, der Drehbuchautor ist ein Tänzer, Reporter und Schlawiner, die Assistenten flüchten, die Schauspieler sollen improvisieren. Gedreht wird erst am Bahnhof Zoo im

ohrenbetäubenden Lärm der ankommenden Züge und dann draußen am Wannsee auf einer kleinen Lichtung, es gibt Würstchen mit Kartoffelsalat, Flirts unter hohen Kiefern, Sonne, die plötzlich auf leichte Sommerkleider fällt und von der Kamera sekundenlang verfolgt wird. Und es gibt Männer, die an Zigaretten ziehen, wenn sie ihren Text vergessen haben. Das können die beiden Hauptdarsteller sehr gut, denn auch im Leben vergessen sie oft den Text, und Wilder und sein Kompagnon Curt Siodmak hatten ihnen ja gesagt, sie sollten einfach sich selbst spielen. Und so sind der Taxifahrer und der Weinvertreter, das Mannequin und die Schallplattenverkäuferin ganz sie selbst, ein Film so flüchtig und unlogisch wie das Leben, zumindest das Leben in Berlin.

Das schnell ausgelebte Begehren der *Menschen am Sonntag* im Schatten der hohen Baumwipfel erzeugt im Licht der Nachttischlampe bei den Menschen am Sonntagabend aber doch etwas Schmerz und ziemlich viel Melancholie. Von Liebe allerdings ist die ganze Zeit nicht die Rede, und das liegt nicht daran, dass es ein Stummfilm ist.

*

Wie zwei der Hauptdarsteller aus *Menschen am Sonntag* lümmeln sich in diesen Tagen auch Kurt Tucholsky und Lisa Matthias auf einer behaglichen Wiese an einem großen schwedischen See. Da sie in keinem Stummfilm sind, dürfen sie unaufhörlich miteinander quasseln. Und das tun Kurt Tucholsky und Lisa Matthias von der ersten Sekunde an, seit sie

sich auf einem Kostümfest kennengelernt haben: Tucholsky, der soeben aus Paris ohne seine Ehefrau nach Berlin zurückgekehrt ist, um als Nachfolger des verstorbenen Siegfried Jacobsohn die *Weltbühne* zu leiten, hat der erfahrungshungrigen Lisa gleich in den ersten weinseligen Stunden ausgiebig von seinen Eheproblemen erzählt, so »wie das von reifen Männern im Morgengrauen gerne geübt wird«, wie die offenbar branchenerfahrene Matthias später zu Protokoll gibt.

Lisa Matthias also, zweifach verheiratet, zweifache Mutter, ist mit ihrem Bubikopf, ihrem Cabrio, ihrem ausschweifenden Liebesleben und ihren launigen Texten über Hemingway und das Autofahren das perfekte *role model* der Berlinerinnen jener Zeit, nicht nur von Tucholsky, sondern auch von Peter Suhrkamp und Lion Feuchtwanger umworben.

Zunächst sehen die beiden sich nicht allzu häufig, meist nur für kurze Rendezvous in Tucholskys Berliner Pied-à-terre, aber »Lottchen«, wie er Lisa nennt, taucht ab sofort ständig auf in seinen Feuilletons als dauerquatschende Berliner Pflanze. Doch als Lisa Matthias in Tucholskys Zeitungstexten präsenter ist als in seinem Leben, wird sie langsam etwas schmallippig – wenn er sie sieht, dann nur, um rasch mit ihr ins Bett zu gehen. Sie klagt ihrer Freundin: »Es wird ein bisschen viel geliebt ohne wirkliche Liebe. Wir haben dazu beide keinen rechten Mumm.« Aber egal: »Interessant ist diese Liaison auf alle Fälle.« Für ihren Geist ist gesorgt. Und bei den Gefühlen darf man nicht

allzu viel verlangen: »Liebe ist nicht ohne Bitter, sagt Daddy. Stimmt.«

Er ist ihr »Daddy«, und sie? »Ich war Tucholskys Lottchen«, so nennt sie auch gleich ihre gesamten Memoiren. Wodurch man weiß, dass ihr Sofa »Sündenwiese« heißt und Tucholsky so stark schnarcht, dass sie immer gegen zwei Uhr genervt ins Gästezimmer umzieht. Doch Lisa Matthias ist das alles zu wenig – sie will ihren Dichter ganz für sich allein haben, ohne Redaktionskollegen, ohne all die anderen Kaffeehausgäste, ohne dieses summende, schwirrende, nervende Berlin. Sie will mit ihm verreisen. Da weiß sie noch nicht, was Urlaubmachen mit Kurt Tucholsky für eine Frau bedeutet – nämlich Liebe als Materialbeschaffung für das nächste Buch. Als er einst mit seiner Geliebten Else Weil nach Rheinsberg in den Liebesurlaub gefahren ist, da wurde wenig später *Rheinsberg* daraus, das hinreißende »Bilderbuch für Verliebte«, als er mit Mary Gerold, seiner derzeitigen Frau, durch die Pyrenäen reiste, da war das der Kern von, genau: *Das Pyrenäenbuch*.

Und als er nun im April 1929 mit Lisa Matthias nach »Gripsholm« in Schweden fährt, da denkt er natürlich auch bereits die Anführungszeichen mit. Sie düsen gen Norden in Lisa Matthias' schickem Cabrio, einem Chevrolet mit dem Kennzeichen IA 47–407. Und als dann ein Jahr später Tucholsky ihr schwedisches Liebesabenteuer samt einiger skurrilen Ausschmückungen zu dem Buch *Schloß Gripsholm* umgeschnitzt hat, widmet er es im Vorwort tatsächlich »IA 47–407«. Das sagt zwar seiner Ehefrau Mary im fernen Paris nichts,

aber die Gäste der Terrassen der Cafés auf dem Kurfürstendamm und in Schöneberg wissen Bescheid, denn dort parkt Lisa Matthias ihr riesiges Gefährt zu allen Tages- und Nachtzeiten unbekümmert auf dem Bürgersteig. Und Lisa Matthias erfüllt es mit leisem Stolz, nun so leicht dechiffrierbar die Partnerin des großen Tucholsky zu sein. Aber langsam. Erst einmal müssen sie ja losfahren nach Schweden! Dort liegen sie dann also nebeneinander auf einer recht grünen Wiese im schwedischen Läggesta, am Mälarsee, gegenüber dem mächtigen Schloss von Gripsholm am anderen Seeufer und blinzeln in die Kamera. Ihre Blicke sagen: Mal schauen, wo das hinführt. Aber es ist ein hübsches Foto, die Sonne scheint. Und sie finden auch sehr bald eine kleine Sommervilla aus schönstem roten Holz und versuchen sich als Liebespaar, auch wenn Lisa immer wieder zu Protokoll gibt, dass sie »erotisch nicht sonderlich interessiert ist«. Aber er sei eben so lustig, dieser Tucholsky, und so lässt sie sich doch immer wieder verführen. Und am nächsten Morgen, wenn draußen die Vögel zwitschern, die Sonne die Katzen wach gekitzelt hat und die Staubflocken durch die Räume schweben, wenn es in der Küche nach Kaffee riecht und nach guter Laune, dann halten sie sich mitunter sogar für glücklich. Dann gehen sie raus, zum See, baden, spritzen sich gegenseitig voll, lachen. Sie essen rote Grütze. Lisa steht in der Küche und macht dazu Vanillesoße für ihren »Daddy«. Sie sei für ihn »Mutter, Wiege, Kamerad«, sagt Tucholsky dann – und meint das romantisch. Wenn sie sich geliebt haben am Nachmittag und Lisa noch einmal zum Baden

an den See geht, der jetzt schon diese nachmittägliche, herrliche Kühle hat, dann setzt Tucholsky sich an den improvisierten Schreibtisch und schreibt an seine Frau Mary nach Paris: »Sonst geht es so lala – ich lebe hier wie ein Eremit.« Na ja.

*

Manchmal muss Picasso noch Olga malen, seine Frau. Er hat sie in den Jahren zuvor fast ständig gemalt, ihren graziösen Ballerinakörper, doch nun ist Marie-Thérèse Walter zu seinem wichtigsten Modell geworden. »Wie schrecklich, dass eine Frau meinen Bildern genau ansehen kann, wenn sie ausgetauscht wurde«, sagt Picasso. Und Olga macht dieses Gefühl, ausgetauscht worden zu sein, fast wahnsinnig. Sie schreit, sie tobt, sie wütet, bevor sie wieder für Wochen in Depressionen versinkt und sich selbst einliefert in Kliniken an fernen stillen Seen. Ihre Wut aber zündet in Picasso die kreativen Kräfte, die angetrieben werden von Schuld und Trotz.

So willigt Picasso am 5. Mai 1929 doch noch einmal ein, Olga zu malen. Und ist das Porträtsitzen früher ein Spiel zwischen beiden gewesen, ein Fingerhakeln, eine erotische Machtprobe, so ist es jetzt zu einem kalten Krieg geworden. Keiner sagt ein Wort. Picasso starrt sie an und malt. Sie fühlt sich nicht bewundert, sondern entblößt in ihrer Nacktheit, sie friert in ihrem Sessel. In ihr gären der Selbsthass und der Hass auf den Mann, den sie so geliebt hat und der sie nun betrügt. Stoisch malt Picasso weiter. Irgendwann bricht er ab und setzt seine

Signatur unter das Bild, dessen Öl noch feucht ist. Als Olga sich einen Kimono umgelegt hat und hinter ihren Mann tritt, um das Bild anzuschauen, sacken ihr vor Schock die Beine weg. Das Bild zeigt keine Frau, sondern ein Monster, mit schreckverzerrtem Gesicht und verbogenen Gliedmaßen. Sie sagt kein Wort, zieht sich an und geht.

Picasso stellt sich ans Fenster und raucht und denkt an Marie-Thérèse, die später noch zu Besuch kommen will. Wenn Picasso im Jahre 1929 Olga malt, sind das keine Porträtsitzungen mehr, sondern Teufelsaustreibungen. Picasso will sie sich von der Seele malen. Was das für sie bedeutet, ist ihm egal. Er nennt das Bild *Großer Akt im roten Sessel*. Es ist ein erster Schlussakt eines langen Dramas.

*

Erich Mühsam vergisst oft, dass er verheiratet ist. Nicht, dass er seine Zenzi nicht liebt, nein, das nicht. Er liebt sie schon. Also: vor allem ihren Charakter.

Aber es gibt eben so viel anderes zu tun: Mühsam, der große, ewig rastlose Sozialrevolutionär mit mächtigem Bart, der kommunistische Warner und Propagandist der »Lebenswildheit« und eines humaneren Deutschland, ist auch nach fünf Jahren Festungshaft für seine Arbeit in der Münchner Räterepublik fast jeden Abend unterwegs, um junge Arbeiter für den Anarchismus zu gewinnen und für den Freiheitskampf. Er ist auch sehr oft im Theater, trinkt für sein Leben gern in den Bohemekneipen in Berlin und München, er

spielt Schach, flirtet, schreibt für die KPD-Zeitung *Die rote Fahne*, reist durchs Land, hetzt von Vortrag zu Vortrag. Wenn er sich gerade wieder besonders begeistert hat für junge Revolutionärinnen und Revolutionäre, bringt er schon mal fünf, sechs von ihnen mit nach Hause nach Berlin-Britz in Bruno Tauts revolutionäre Hufeisensiedlung und erklärt der Zenzl, dass sie jetzt erst einmal alle bei ihnen einziehen. Anarchismus dürfe doch nicht an der Türschwelle enden, sagt er ihr. Und sie geht mürrisch an den Herd und kocht für sieben oder acht statt für zwei. Sie weiß, dass er in der Regel schon mit mindestens einer der jungen Revolutionärinnen im Bett war. Wenn sie darüber weint, dann schaut er sie ratlos an: Er habe ihr doch immer gesagt, dass er nur eine »freiheitliche Ehe« führen könne. Keiner dürfe dem anderen Vorhaltungen machen. Ob sie sich daran erinnere, dass sie dem zugestimmt habe? Ja, das habe sie, sagt Zenzl dann, aber sie stimme dem eben jetzt nicht mehr zu. Dann wird sie wütend, weint, schreit, und Erich Mühsam flieht, für ein paar Tage und manchmal auch für ein paar Wochen. Es ist kein Spaß, mit einem Anarchisten verheiratet zu sein. Am 1. Mai 1929, dem Tag der Arbeit, ist er unterwegs auf der Straße, ohne Zenzl, die ihn gewarnt hat. Er zieht mit den Kommunisten in Treptow durch die Häuserblocks, hält flammende Reden, es gibt erste kleine Scharmützel mit der Polizei, am nächsten Tag geht es weiter nach Neukölln, wo die Arbeiter Barrikaden errichtet haben und sich Straßenschlachten liefern mit der Polizei. Es ist ein Gemetzel am Schluss, der Berliner »Blutmai«, danach wird die

Kampforganisation der KPD, der Rote Frontkämpferbund, verboten (Bertolt Brecht übrigens beobachtet die Straßenschlacht vom Fenster seines Freundes Fritz Sternberg, und wird dadurch wohl zu einem noch fanatischeren Kommunisten). Am 6. Mai aber, alle sind noch in Aufruhr über 33 Tote und 250 Verletzte, geht Erich Mühsam, dieser ewige Romantiker, zur »Anarchistischen Jugend« in der Weinmeisterstraße direkt am Alexanderplatz und hält einen Vortrag. Thema: »Über die Freiheit in der Liebe«. Ob er danach heim zu seiner Zenzl geht oder andernorts mühsam die freie Liebe pflegt, ist nicht überliefert.

*

Der einzige Brief, den Vladimir Nabokov, der später so große und damals noch unbekannte Schriftsteller, seiner Frau im Jahre 1929 schreibt, hat nur zwei Worte und ein Ausrufezeichen: »Thais gefangen!«. Vielleicht legt er ihn ihr aufs Bett, als sie noch schläft, in dem sonnendurchfluteten Zimmer in Le Boulou in den Pyrenäen, wo sie in einem kleinen Hotel ihren ersten richtigen Urlaub verbringen. Das, was er da gefangen hat, ist ein Schmetterling, ein seltenes spanisches Exemplar der Gattung der Ritterfalter, und Véra lächelt, als sie den Zettel sieht, denn sie weiß, dass ihr Mann nichts so liebt wie frühmorgens, wenn die Schuhe noch nass werden vom Tau der Nacht, durch die Wiesen zu streifen, um im weißen Netz Schmetterlinge zu fangen.